

# Die Neue Welt

Nr. 34

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

## Zwei Menschen.

Roman von G. Fries-Schwenzen.

(Fortsetzung.)

In nächsten Tage gleich nach der Vesper, während Beret Klöfsten im Stubstall beschäftigt war, glitt Agestin lautlos auf Ski durch den Birkenwald. Wenige Sekunden darauf flog er in voller Fahrt schräg durch ein Wegloch, drehte geschickt nach und setzte seinen Weg nach Osten fort. Hin und links wieder schoß er durch eine Oeffnung im Zaun, glitt schräg über ein Feld, arbeitete sich mühsam die Anhöhen empor und gelangte in den Fichtenwald. Er wollte auf den Flyberg, wollte sich selbst überzeugen, ob es wahr sei, daß der große Berggeist dort oben im Mondscheine mit seinen Jungfrauen tanze. Ab und zu sah er sich um, ob Niemand ihm folge, aber der Wald war einsam, Niemand folgte ihm, und Niemand begegnete ihm. An demselben Vormittage war Schnee gefallen, keine Spuren waren zu entdecken, der Wald war wie ausgestorben.

Beim Dunkelwerden erreichte er den Hof Fly, der wie der letzte vorgeschobene Vorposten der Kultur schon halb im Hochgebirge lag. Die armseligen kleinen Häuser waren fast ganz eingeschneit. Auf dem Hofplatz stand ein ruppiger Gaul mit aufgelegtem Geschirr und stahl Heu aus dem Futterack, der in einem ausgespannten Schlitten lag.

Agestin schnallte seine Ski ab und stellte sie gegen die Hauswand, stampfte den Schnee von seinen Stiefeln und stieg die aus hohen unbewohnten Steinfliesen gebildete Treppe des Wohnhauses hinan. Er wollte sich hier wärmen und ausruhen, bis zum Mondaufgang hatte er noch Zeit. Ohne anzuklopfen ging er in die Küche. Randi Fly, eine große rothhaarige Frau, hob gerade den Kaffeekessel vom Herd, auf dem ein helles Feuer loderte. Er blieb an der Thür stehen und nahm die Mütze vom Kopfe.

„Gott segne die Arbeit,“ sagte er.

„Ich danke,“ erwiderte Randi und musterte den Angelommenen. „Du bringst wohl Nachrichten vom Thale?“

„Ja wohl. Ich bin Agestinus Klöfsten und komme von Solhaug.“

„Bist Du der kleine Agestin?“ Randi schlug verwundert die Hände zusammen, „fast hätte ich geglaubt, daß ich einen Erwachsenen vor mir habe.“

„Ja, der bin ich,“ sagte Agestin und steckte selbstbewußt die Hände in die Hosentaschen.

„Wie alt bist Du denn jetzt, mein Junge?“

„Bierzehn Jahre.“

„O nein, ist nicht möglich. Du wurdest doch in demselben Jahre geboren, als ich heirathete, und das ist erst zwölf Jahre her.“

Agestin fühlte, wie das Blut ihm in die Wangen schoß, er war froh, daß kein anderes Licht vorhanden war als das unsät aufblackernde Feuer auf dem Herde.

„Du wirst Dich wohl verrechnet haben, Randi,“ sagte er, und, um auf ein anderes Thema zu kommen, fuhr er rasch fort: „Habt Ihr hier oben bei Euch nicht unsere gelbe Stute gesehen? Sie ist uns fortgelaufen, mußt Du wissen.“

„Ach nein, ist sie fortgelaufen?“

„Ja, und nun hat Knud Solhaug mich geschickt, sie zu suchen.“

„Nein, ich habe sie nicht gesehen. Schade, daß Hans nicht zu Hause ist, er kommt erst gegen Abend wieder. Setze Dich, Agestin, Du trinkst doch eine Tasse Kaffee?“

Der Knabe setzte sich auf eine hölzerne Bank.

„Etwas Warmes könnte nicht schaden,“ sagte er und schlug die Hände gegen einander.

„Es ist gerade keine günstige Tageszeit, die Du gewählt hast, um hier oben auf dem Berge Deine Stute zu suchen,“ bemerkte Randi. „In einer halben Stunde ist es dunkel.“ Sie warf einen fragenden Blick auf den Knaben.

„O, der Mond wird wohl gegen Acht aufgehen.“

„Der Mond? Du willst doch den Gaul nicht bei Mondschein suchen?“

„Warum nicht? Ich denke, wir bekommen noch Nordlicht dazu.“

„Du bist wohl nicht ganz bei Trost, Junge! Wenn es nun Schneegestöber giebt, und Du verfehlt den Weg?“

„O, ich laufe ja nicht so weit.“

„Nein, das thue um Gotteswillen nicht.“ Sie zündete ein Talglöckchen an und stellte es auf den Küchentisch.

„Hast Du denn etwas Proviant mitgenommen?“

„Nein.“

„Soll ich Dir ein Paar große Butterbrote schmieren, die Du in die Tasche stecken kannst?“

„Ja, ich danke.“ Randi that es und stellte dann zwei Tassen auf den Tisch, hob den Kessel vom Feuer und goß den brühwarmen Kaffee in die Tassen. Ein gutmüthiges Lächeln glitt über ihre Lippen, während sie den zwölfjährigen Knaben aufmerksam betrachtete.

„Wärsst Du nicht ein reines Kind, würde ich Dir einen Schnaps anbieten, damit Du Dich für Deine Fahrt stärken könntest.“

„Das kannst Du doch thun,“ erwiderte Agestin überlegen und streckte die Beine von sich. Sie sah ihn lächelnd und doch besorgt an, füllte aber schließlich doch ein Spitzglas mit Branntwein und setzte es dem Knaben vor. Er trank es mit einem Schluck aus.

Zum ersten Male trank er Branntwein. Seine Augen füllten sich mit Thränen, aber geschickt stützte er den Kopf in die Hand, als wäre er plötzlich

nachdenklich geworden. Der starke Kaffee und der schlechte, billige Branntwein thaten bald ihre Wirkung. Wie flüssiges Feuer durchströmte es seine Adern.

„Ich habe die gelbe Stute von Solhaug doch mal gesehen,“ sagte Randi, „ich dachte, sie wäre so ein gutes Thier?“

„Gut? Ja gut ist sie — denn rennen kann sie wie der Teufel!“

„Ach, was Du sagst, aber wie willst Du sie nun einfangen, wenn sie so riesig rennen kann?“

Agestin erhob sich mit glühenden Wangen.

„Wie ich das thue? Pah, Kleinigkeit — wenn ich auf Ski renne, wette ich mit Dir, daß ich — das Neunthier einhole.“

„Das wäre! Nun, dann wird es Dir ja eine leichte Arbeit, wenn Du nur auf der rechten Fährte bist.“

„Ja, das bin ich; ein Begarbeiter, den ich unten im Walde traf, erzählte, daß er sie auf dem Fly-Berg gesehen hatte. Uebrigens ist es zu arg, was diese gelbe Mähre uns Burschen auf Solhaug zu schaffen macht.“

„Uns Burschen?“ rief lachend die Bäuerin.

„Wie sagtest Du? Uns Burschen?“

„Ja, das sagte ich,“ erwiderte Agestin trozig, „ich bin ebenso stark wie die Anderen, und was die Stute betrifft, so kennst Du sie eben nicht! Reiten kann sie Keiner außer mir.“

Randi schüttelte lachend den Kopf und verließ die Küche, aber Agestin ging mit laugen mannhafte Schritten auf und ab. Dann ging er an das Fenster. Die heiße Stirn gegen die Scheibe gedrückt, beobachtete er, wie das Nordlicht draußen auf der Schneefläche spielte. Ob es nicht bald Zeit wäre? Randi Fly hatte gemeint, es sei gefährlich — pah! Er sollte wohl am Ende noch umkehren — jetzt, nachdem er der Frau allerlei von seinem Muth und seiner Geschicklichkeit vorgeprahlt hatte? Sie hatte ihm seine Geschicklichkeit nicht geglaubt, hatte ihn ausgelacht. Er griff nach seiner Mütze und schritt auf die Thür zu, da wurde dieselbe geöffnet und Randi trat herein.

„Höre, ich will Dir was sagen, mein Junge,“ sagte sie in mütterlich besorgtem Ton, „Du bist hier mein Gast, und ich kann nicht erlauben, daß Du von hier fortgehst, um im Mondschein auf dem Berge herumzuirren. Bleibe Du ruhig die Nacht hier, morgen früh magst Du dann Deine Stute suchen.“

„Geht nicht, muß noch vor Tagesanbruch zu Hause sein.“

„Aber das ist ja ganz unmöglich!“ rief sie. All ihre Vorstellungen halfen nichts, Agestin war nicht zu überreden. Er nahm Abschied, schnallte die Schneeschuhe wieder an und setzte seinen Weg fort.

Eine halbe Stunde lief er auf der Landstraße in östlicher Richtung.

Die Bahn war auf der Landstraße ziemlich fest, der Wind hatte den jüngst gefallenen Schnee fortgesetzt und in kleine Haufen zusammen geweht, über welche die auf der harten Bahn klappernden Schneeschuhe lautlos dahin glitten. Das Nordlicht flackerte misstät hinter dem Gsch-Nut, der wie ein riesenhafter Schatten kahl und finster aus der unübersehbaren Schneefläche emporragte. Hinter dem Nut schimmerte hin und wieder, wenn das launische Licht lodern und flackernd sich über den Himmel verbreitete, der Gsch-Nütten schneebedeckt, mit seinen Zacken und Zinnen hervor. Jetzt erhob sich der Mond groß und blank hinter dem Fuchsberg, es wurde mit einem Male ganz hell! Bald funkelte in magischem Glanz das Eis auf dem Gsch-Nütten. Ueber die riesige schneebedeckte Hochebene vor ihm wurden lange gespensterhafte Schatten geworfen. Agestin freute sich, daß er nun doch gegangen war; nur eine kleine Viertelmeile noch, und er würde den ganzen Fyberg übersehen können. Plötzlich schrak er zusammen, — er hatte deutlich einen Klageruf gehört. Ihm war, als käme er aus einer der schwarzen Klüfte drüben beim Gsch-Nut. Ein fernes Brüllen und ein langgezogenes Pfeifen. Dem Knaben zitterten vor Angst die Knie.

„Jetzt fängt 's an!“ dachte er und starrte wie gebannt in die Mondnacht hinein.

Drüben links vom Nut erhoben sich von den mondbeschienebenen Nigeln weiße Schleier, sie wehten, lösten sich auf und verschwanden. Dann erschienen sie wieder auf derselben Stelle, sie nahten, wirbelten über die Ebene, lösten sich wieder auf und glänzten in der Luft wie tausend Millionen Sterne. Aber dort drüben tanzten ja schon die Jungfrauen! Sie kamen näher, reichten einander die Hände und liefen wieder auseinander. Dort hinter ihnen kam eine neue Schaar, sie überholten die ersten, jetzt reichten sie sich alle die Hände und sprangen auf ihn zu — Ein wildes, gellendes Lachen ertönte — Agestin verlor vor Angst beinahe die Besinnung. Er wollte flüchten, aber seine Füße wurden festgehalten. Da schrie er laut auf und schlug mit dem Stab um sich. Als er den Blick nach unten richtete, sah er, daß er bis über die Knöchel im Schnee stand. Seine Ski waren gänzlich eingeschneit. Er befreite sie mit dem Stab von der schweren Last, machte Kehrt und ergriff die Flucht. Jetzt, wo er dem Mond den Rücken kehrte, sah er, daß die Luft mit weißen Flocken gefüllt und seine Spuren fort waren; es galt, die Landstraße wiederzufinden. Er wußte mit Bestimmtheit, daß er auf derselben gestanden hatte, als jener Klageruf zum ersten Male ertönte. Dann hatte er sie verlassen und war schräg nach rechts in die Richtung des Mondes gelaufen. Der Weg war nicht zu finden, er war verschneit. Ein furchtbarer Windstoß und eine Wolke von Schnee fiel über ihn her. Auf's Geradewohl tappte er in dem lockeren Element umher. Es mußte ihm doch gelingen, die Zwergbirken wiederzufinden, die er sich erinnerte am Wege gesehen zu haben. Bergabwärts, selbst die Zwergbirken waren nicht zu finden. Rings um ihn her tobte der Sturm mit fürchterlicher Gewalt. Er blieb stehen, um Athem zu holen. — Ein langgezogenes tiefes Brummen aus einer Schlucht wurde von einem unheimlichen Heulen, wie von hungrigen Wölfen überlaut. Dann piff es stark an einem steilen Felsen vorbei; dort oben auf dem Fuchsberg wurde eine weiße Stelle reingefegt und wurde schwarz, während fast gleichzeitig eine schwarze Stelle weiß wurde. Agestin raffte sich zusammen, denn oft genug hatte er von der Gefahr gehört, die Denjenigen bedroht, der im Schneesturm zu lange ausruht. Es hieß jetzt mit den Elementen ringen; gab man ihnen einen Finger, dann hatten sie bald die ganze Hand. Mit einer furchtbaren Kraftanstrengung arbeitete er sich und seine Ski heraus. Er steckte schon bis zu den Knien darin! Es fiel ihm jetzt ein, daß er irgendwo am Wege einen langen Pfahl gesehen hatte. Den mußte er wiederfinden können. Doch umsonst war all sein Suchen, der Pfahl war umgeweht. Der Knabe konnte nicht mehr. Bis zum Leibe stand er wieder im Schnee, nur weil er ein paar Minuten

hatte ausruhen wollen. Das Bewußtsein der drohenden Gefahr und die Todesangst wichen allmählig einem Gefühl des Behagens und einer wohlthuenden Müdigkeit. Er brauchte seinen Körper nicht länger zu tragen, er stand so weich und mollig darin. Wenn er doch nur ein wenig schlafen dürfte, und wenn es nur fünf Minuten wären! Nachher würde er den Weg schon finden, und wenn nicht, nun dann war es auch nicht so schlimm, er brauchte ja nur dem Mond den Rücken zuzukehren und seinem eigenen Schatten nachzulaufen. Dann hatte er die Richtung. Mit trocknen, schweren Augenlidern sah er noch, wie der trockene Schnee mit Niesenschaukeln geworfen auf die mondbeschienebene Ebene vor ihm niederstürzte, vom Sturmwinde wieder gefaßt große Kreise und Spiralen zeichnete, die wieder verlöscht wurden, sich dann in eine hohe Säule sammelte und in eine Felsklust hineinstürzte, die ganz voll gepackt wurde, ganz voll. Die Augen fielen ihm zu. Ihm träumte, daß seine Mutter ihn zu Bett brachte, aber das Bett war kalt, schauerlich kalt. Wenige Minuten darauf öffnete er traumumfangen die Augen, es kam ihm zu spaßig vor, wie immer abwechselnd die schwarzen Felsen weiß und die weißen schwarz wurden. Plötzlich blickten seine Augen starr in die Ferne. Seine bleichen Lippen bewegten sich und flüsterten irre Worte. Es war ja doch der große Berggeist, der mit seinen weißen Jungfrauen tanzte. Leicht beschwingt und lieblich tanzend kamen sie auf ihn zu. Sie reichten einander die weißen Hände und schwirrten in wirbelndem Reigen um ihn her. Dann trat die Schönste auf ihn zu und streichelte seine Wange. „Dich friert, Agestin, ich will Dich zudecken.“ Und sie deckte ihn zu mit einer weichen Decke, ganz fest unter den Armen.

„Damit Du keinem Zug ausgesetzt bist,“ flüsterte sie; „es ist kalt hier oben auf dem Fyberg.“ Sie zog ihm die Decke bis an das Kinn.

„Gute Nacht, Agestin!“ flüsterte sie dann und küßte ihn auf den Mund — kalt und naß. — Er wollte seinen Mund abwischen, konnte es aber nicht, er hatte ja die Arme unter der Decke.

„Gute Nacht, Agestin!“ riefen die Jungfrauen im Chor und flüchteten.

Ein Stöhnen wie von hundert müde gehegten Pferden, und der Berggeist kam in einer Sturmwolke gehüllt auf ihn zu.

„Schlaf wohl, Agestin,“ brummte er — und zog ihm die Decke über die Ohren. . . .

## V.

Die Wolkenmassen, welche bisher am Horizont gestanden, bedecken jetzt den Himmel und verdunkeln den Mond. Der Sturm ist vorüber. Zwei rothe Lichter werden in der Ferne sichtbar. Sie nahen langsam; hin und wieder kann man die Töne einer Schelle hören. Der Laut kommt näher, und mit ihm die flackernden rothen Lichter, dann schweigt plötzlich die Schelle, das eine Licht bleibt zurück, während das andere vorwärts eilt; es zeigt sich, daß es eine Fackel ist. Sie wird von einem Schneeschuhläufer getragen, der jetzt von der etwas höher liegenden Landstraße über die schwachfallende Ebene hergleitet. Neben ihm läuft ein Weib, auch auf Schneeschuhen.

„Ich sage Dir, Hans, wir finden ihn noch, wir müssen ihn finden, und wenn ich in der Nacht allein zurück bleiben soll, um ihn mit den Nägeln herauszugraben!“ klingt es klagend durch die Nacht.

„Ja, ja, wir wollen es hoffen, Beret; ich sage nur, daß es doppelt schwer ist, weil wir doch keine Spuren finden können. Wie hat der Sturm hier gewirksamhaft! Hier ist der Pfahl umgeweht, den ich als Zeichen für die Ingenieure in die Erde gesteckt habe. Nein, siehst Du wohl, Beret, wenn man so gar keine Ahnung davon hat, wo er gegangen ist, dann — Wir können ja wieder einmal rufen — Agestin!“

„Ja Hans, ich will es Dir ja gern vergelten; was ich gepart habe. . . Viel ist es nicht, wie Du Dir wohl denken kannst. . .“

„Ich wäre ein schlechter Kerl, wenn ich dafür Geld annehmen würde, Beret. Ich will Dir schon helfen so lange, wie Du es verlangst, aber es ist

nutzlose Arbeit, glaub's mir! Wenn wir nur eine einzige Spur von seinen Schneeschuhen finden könnten.“

„Das können wir nicht verlangen, so wie der Sturm war, der Flugschnee hat alle Spuren ausgelöscht. Nun, ich verlasse mich auf Freia.“

Der Bauer schüttelte den Kopf: „Der Hund kann keine Witterung bekommen bei dem tiefen Schnee.“

„Aber, so sag' das doch nicht,“ schrie Beret in Verzweiflung. „Du darfst das noch nicht sagen. So lange wir suchen, haben wir noch Hoffnung. Wie kannst Du so grausam sein, mir meine Hoffnung nehmen zu wollen!“

„Das will ich garnicht — ich meine nur, daß es so viel leichter wäre, wenn wir eine Spur von ihm finden könnten — ich will wieder rufen — Agestin!“

„Agestin, Agestin!“ schrie Beret aus Leibeskräften. Aber es kam keine Antwort. Hans hob die Fackel und beleuchtete einen runden zusammengekehrten Schneehaufen.

„Beret, stecke Deinen Stab da hinein.“ Sie that es, aber ohne Erfolg.

„Paß auf.“ — Hans Fyl senkte die Fackel.

„Der neue und der alte Schnee sind von verschiedener Färbung; der alte, den Du hier sehen kannst, wo der Wind den neuen fortgesetzt hat, ist blauer. Nun meine ich, ist es doch wahrscheinlich, daß Agestin, wenn er hier gewesen ist, auch manchmal über solche Stellen gelaufen ist, wo kein Flugschnee war. Da muß er eine Spur von der Tiefe eines halben Zolls gemacht haben. Gerade weil der Wind so stark gewirbelt hat, wäre es anzunehmen, daß einige von den nachher zugebedeckten Stellen wieder abgedeckt sein könnten, und wenn das der Fall ist, müßten wir seine Spuren noch sehen können. Ich glaube nicht, daß er hier gewesen ist. Siehst Du, da kommt auch Freia zurück.“

Ein knirschender Laut unter ihren Füßen kündigte an, daß sie über alten Schnee liefen. Plötzlich warf Beret sich vornüber und schrie in höchster Aufregung: „Die Fackel, die Fackel!“ Hans Fyl kam heran und leuchtete.

„Es sind keine Spuren, es sind keine Spuren!“

„Ja wahrhaftig, hier sind Schneeschuhe gewesen,“ sagte Hans Fyl.

„Und es sind die feinen, ich erkenne sie an der Erhöhung in der Mitte.“

„Freia — such, verloren!“ Der Bauer führte den langhaarigen Jagdhund auf die Fährte. „Wir wollen Mandi ein Zeichen geben, daß sie den Schlitten näher heranzieht.“ Er schwenkte wiederholt die Fackel, die Schelle wurde wieder hörbar, und das zweite Licht näherte sich. Freia hatte Witterung bekommen, sie wedelte mit der Ruthe und hob den einen Vorderlauf.

„Such', verloren, such', verloren!“ Der Hund setzte in großen Sprüngen über einen Schneehügel und kreiste witternd umher. Es dauerte eine Zeit, ehe er die Fährte wiederfand. Dann ging es aber schnell vorwärts.

„Hier sind wieder keine Spuren,“ rief Hans, und zeigte auf die mit blendend weißem Flugschnee gefüllten gleichlaufenden Ränder im alten Schnee. Der Hund suchte eifrig, obgleich er manchmal durch Schneewehen mußte, die so hoch waren, daß man von ihm weiter nichts sehen konnte als den Behang und die Ruthe. Plötzlich stand er ganz fest vor einem aus dem Schnee hervorragenden Gegenstand.

„Der Hund steht!“ schrie Beret und eilte ihm nach.

„Ja — und ganz fest!“ rief Fyl. Er senkte die Fackel, um besser sehen zu können.

„Sein Stab, Jesus Christus, sein Stab! Dann wird er wohl selbst darunter liegen.“ Die Mutter warf sich hin und fing an wie rasend mit den Händen zu graben.

„Such', verloren, such', verloren!“ Freia begann eifrig neben Beret zu scharren. Indessen leuchtete Hans mit seiner Fackel in das von den Beiden gegrabene Loch hinein.

„Was hat Freia im Maul?“ rief Beret außer Athem. „Seine Mütze! Ja, ja, es ist Agestin's Mütze.“ Sie stürzte sich wieder in das Loch und grub mit aller Kraft.

„Ich hab' ihn, Gott sei Dank, ich hab' ihn!“

Klang es bald darauf mit thränenersüchter Stimme. Beret Klöpfen hob den bleichen Kopf ihres Kindes empor.

„Lebst Du, Agestin, lebst Du? Antworte mir, mein Junge!“ Sie brach in ein krampfhaftes Weinen aus. Hans Fly hatte seine Fackel in den Schnee gesteckt und arbeitete aus Leibeskraften mit, aber ihre Bemühungen, den Körper herauszuziehen, scheiterten an dem Widerstand, den die angeknallten Ski leisteten.

Der Bauer holte aus seiner Brusttasche ein Fläschchen hervor. „Hier, Beret, gieße ihm etwas Branntwein in den Mund.“ Die Mutter that, wie er sagte. Schluchzend riß sie Toppe und Weste des Bergungsgliedes auf und begann ihm die Brust mit Schnee zu reiben.

„Agestin, Agestin, mein einziger Junge, wach auf! Hörst Du nicht? Lebst Du denn nicht mehr?“ Hans Fly hatte indessen die Füße des Knaben von den Schneeschuhen befreit.

„So, Beret, jetzt können wir ihn herausheben,“ sagte er, und wischte sich mit der rauhen Hand eine Thräne aus dem Auge. „Komm, wir wollen sehen, ob er noch lebt.“ Mit vereinten Kräften gelang es, den scheinbar Leblosen aus dem Loch zu heben und ihn quer über die Ski zu legen. Dann zog der Bauer sein Messer aus der Scheide.

„Das Ding ist neu, die Klinge ist noch blank,“ sagte er und hielt dem Knaben den Stahl zwischen die halb geöffneten Lippen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die blankte Klinge angelauten war, sagte er froh erregt: „Er lebt, Beret! Jetzt wollen wir ihn in den Schlitten tragen. Nimm Du die Fackel, meine Schneeschuhe sind breit. Sie werden uns wohl Beide tragen können.“ Er griff den Knaben unter die Arme und richtete ihn auf, faßte ihn dann auf's Neue unter den Hüften und legte ihn über die linke Schulter. Beret nahm die Fackel, und langsam näherten sie sich dem auf der Landstraße wartenden Schlitten.

Einige Minuten später jagten sie, was das Pferd nur rennen konnte, durch den tiefen Schnee der Landstraße. Um Mitternacht hatten sie den Hof Fly erreicht. Hier wurde Agestin in ein vorher gewärmtes Bett gebracht, mit wollenen Tüchern gerieben und gepflegt, bis er endlich müde die Augen öffnete. Als er das verweinte Gesicht seiner Mutter über sich erblickte, flüsterte er mit einem schwachen Lächeln: „Ich hab' sie doch gesehen.“

„Was hast Du gesehen, Agestin?“

„Den Berggeist und die Jungfrauen.“ —

(Fortsetzung folgt.)



## Bilder aus dem absoluten Staate des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Paul Kampffmeyer.

Es ist wahr, unser liebes deutsches Vaterland hat an gar manchen Uebeln gekrankt, an einem Uebermaß von Freiheit aber gewiß nie. Und dennoch würde dem Bürger des achtzehnten Jahrhunderts unser heutiges deutsches Reich als ein Tummelplatz unerhörter Zügellosigkeit und Ungebundenheit erscheinen, so war er an eine staatlich polizeiliche Reglementirerei bis auf den letzten Hosenknopf herunter gewöhnt. Er würde an allen Ecken und Enden nach der allwissenden, fürsorglichen Polizei forschen, und nimmer könnte er den Gedanken erfassen, daß die Welt bei so vieler Freiheit nur einen einzigen Tag bestehen kann. Uns stößt mitunter schon der bloße Anblick der helmbedeckten Ordnungswächter eine Art „Blaukoller“, eine Art krankhafter Apathie gegen das blaue Polizeituch ein. Aber könnten die Minder unserer Altvordern noch einmal von der allumfassenden Thätigkeit der früheren Polizei reden, so verstünden wir das Suchen und Fragen der guten Leute nach dem Büttel sehr wohl. Doch ihre Minder bleiben stumm, und so müssen wir aus alten Sagen und Ordnungen den unumschränkten, vielregierenden Polizeistaat des vorigen Jahrhunderts wieder auferstehen lassen.

Im Zeitalter des sogenannten aufgeklärten Despotismus ließ der geschäftige Staat seine Bürger niemals aus den Augen. Er stand an ihrer Wiege und an ihrer Bahre; ja, er wandte ihnen in gewissen Fällen schon vor ihrer Geburt seine Aufmerksamkeit zu. Der künftige Weltbürger, der in einem uneheleichen Liebesverhältnis erzeugt war, mußte schon im Mutterleibe der hohen Obrigkeit angezeigt werden. Das arme geschwängerte Mädchen hatte ihr schmerzliches Geheimniß dem vorlauten Vater Staat anzuvertrauen, wenn sie nicht wegen Verheimlichung der Schwangerschaft das Zuchthaus betreten wollte. In einer fürstlich Waldeck'schen Verordnung lesen wir z. B. folgende grausame Bestimmung über die Verheimlichung der Schwangerschaft: „Würde aber eine geschwächte Weibsperson diese Entdeckung ihrer Schwangerschaft, oder, wenn sie diese auch offenbart hätte, dennoch die Herannahung ihrer Geburt zu melden unterlassen, und ohne Beistand niederkommen, so soll sie dieserhalb allein, wenn schon das Kind am Leben bleibt, auf drei Jahr zum Zuchthaus, dasern das Kind aber kurz nach der Geburt verstorben oder todt auf die Welt gekommen, auf ewig und unabkömmlich zum Zuchthaus verdammt sein, und keine Ausflucht der etwa zu frühen Niederkunft oder der übereilten Geburt ihr helfen, weil sie ihre Schwangerschaft und herannahende Entbindung entdecken sollen, und wenn sie bei der Geburt Hilfe gehabt hätte, das Kind wahrscheinlich gerettet seyn würde.“

Der Staat gebot den Müttern streng, nach den etwaigen Schwangerschaften ihrer Kinder zu forschen, den „Herrschäften“ nach denen ihrer Diensthöfen. Brachten die „Herrschäften“ die der Schwangerschaft verdächtigen Mädchen zu keinem Geständnisse, so mußten sie die Hülfe der Seelsorger anrufen. Waren die erbaulichen Reden der Herren von der Geistlichkeit selbst erfolglos, so machte sich die hohe Obrigkeit an die Arbeit, um die unglücklichen Mädchen zur Entdeckung ihres Zustandes zu nöthigen. Die verstockten Mädchen blieben vielleicht abermals stumm. Dann schritt auf Geheiß des Staates die Wehnmutter ein und untersuchte die Sünderin. War sie wirklich gesegneten Leibes, so wurde ihr nun eine „dreimonatliche Zuchtarbeit“ aufgeschliffen. „Die Beamten und Magistrate,“ so heißt es in der Waldeck'schen Verordnung von 1780, „mögen erst in diesem Gange zur Herbeiholung einer Geschwängerten schreiten, und sollen künftig nicht mehr, wie wohl geschehen ist, mit sofortiger Herbeiführung durch Schlägen verfahren.“

Lagen die armen uneheleichen geschwängerten Mädchen in den Wehen, dann mußte ihnen noch die Hebeamme auf Geheiß der hohen Staatspolizei das Leben mit allen möglichen Fragen schwer machen. „Die außer der Ehe gebährenden Personen soll die Hebeamme, unter den Geburtsschmerzen (doch ohne sie durch Borenthaltung zum Geständnisse zu zwingen) auf ihr Gewissen, mit nöthiger Schärfe desselben befragen: Von wem und an welchem Orte sie geschwächt worden, auch wo der Thäter sich aufhalte.“ Diese Mittheilungen wurden dann den Behörden und dem Prediger des Ortes mitgetheilt. Ja selbst vor den schmällichsten Drohungen sollten die Hebeammen nicht zurückschrecken, um die intimsten Geheimnisse den Mädchen abzapfen. „Kommt es,“ so bestimmt eine Hebeammenordnung vom Jahre 1750, „bey solchen uneheleichen nun zum gebären, und die Bekennniß ist noch nicht heraus, wer des Kindes Vater sey, so sollen sie mit Ernst in sie setzen und fragen, wer zum Kind Vater sey, mit andeuten, daß sie, bevor sie dieses wissen, garnicht Hand anlegen dürfen. Wollten aber solche uneheleichen gebährenden so boshaft, frech und hartnäckig seyn, und weder auf freundliches, noch auf ernstliches Befragen, den Vater zu ihrem Kinde nicht angeben, und niemand vorhanden seyn, der gut für sie stünde, so müssen Hebeammen gleichwohl, um des hierunter unschuldigen Kindes willen, das ihrige verrichten, von der Sach aber bey dem geheimen Strafsamt alsbald pflichtmäßige Anzeige thun.“

Kam war das Kind auf der Welt, so sorgte

\* Hebeammenordnung für Holstein, Altona, von 1765.

und quälte sich schon der Staat um das Seelenheil des Säuglings ab. Wie konnte er es ruhigen Herzens mit ansehen, daß die Eltern durch Unterlassung der Taufe ihre Kinder der ewigen Verdammniß, der Hölle und dem Teufel überlieferten! In einigen Landestheilen hatte der Christ, der hartnäckig widerstrebend sein Kind von dem erlösenden Taufsegen des Priesters fernhielt, die Landesverweisung und den Staupeisen zu gewärtigen. Innerhalb vierundzwanzig Stunden sollte im Herzogthum Gotha die Taufe an dem neugeborenen Kinde vollzogen sein, bei einer Geldstrafe von fünf bis zehn Thalern. An schwachen, lebensunfähigen Kindern mußten die Wehnmütter noch vor der völligen Geburt die Taufe vollziehen.

Die Geburt entschied schon meist im absoluten Staate das Schicksal des Kindes. Wurde es in eine leibeigene Familie hineingeboren, so war es meist zur ewigen Frohnarbeit auf der Scholle verurtheilt. Der Sohn des Handwerkers hatte eine größere Ellbogenfreiheit als der des leibeigenen Landmannes, aber auch seine Lebenswege waren schon vielfach durch die Geburt fest umgrenzt. Jeder Stand nahm in der sozialen Stufenleiter des absoluten Staates eine bestimmte Sprosse ein. An diese mußte er fest und unlösbar angeschmiebet werden. Der hohe und niedrige Abtliche, der Boll-, Halb- und Viertelbauer, der Kaufmann, der Krämer und Handwerker, sie alle hatten im absoluten Staate ein besonderes Ansehen und eine besondere Ehre. Der Schäfer und Hirt durfte oft nicht in die Rangstufe des ehrsamten Handwerkers aufrücken. Die Kinder der Schäfer und Hirten galten lange Zeit für „unehrlich“, und vor ihnen schlossen sich deshalb die Thüren der Zunftthüren.

Das Kind erlernte nun einen guten bürgerlichen Beruf, und wieder stieß es mit dem Alles regelnden und richtenden Staate zusammen. Staatliche Statuten und Reglements geboten in der Werkstatt wie im Verkaufsgeschäft. Die Innungen hatte der absolute Staat oft ganz unter seine Fittige genommen, er bestimmte genau ihre Gewerbeverfassung und ihre Arbeitsverhältnisse. Er schlug mit starker Hand die Arbeitervereinigungen nieder und raubte ihnen ihre wirtschaftlichen Machtmittel, den Streik und den Boykott. Ein Dorn im Auge war ihm der blaue Montag der Gesellen, und er erklärte dem „groben Unfug“ des Feierns rücksichtslos den Krieg. Nach einer preussischen Verordnung vom Jahre 1783 hatte jeder Meister dem Polizeidirektorium den pflichtvergeffenen Gesellen anzuzeigen, der am Montag ohne Entschuldigung von der Werkstätte ferngeblieben war. Das „Blaumachen“ war sicher eine Todesünde gegen die dreimal heilige wirtschaftliche Ausbeutung. In keiner Herberge sollten die Gesellen am Montag geduldet werden. Der Polizeibeholder mußte deshalb an diesem Tage die Herbergen durchstreifen, um die etwaigen feiernden Gesellen zu ermitteln.

Auf das Feiern des blauen Montags standen harte Strafen. Der feiernde Geselle erhielt acht Tage Gefängniß. Eine dreimalige Verletzung der streng gehandhabten Montagsordnung zog schon eine Zuchthausstrafe von einer Woche nach sich. Die widerspänstigen Handwerker wurden sogar für „untüchtig“ zur Ausübung ihres Berufes erklärt und erst nach eingeholter „obrigkeitlicher Erlaubniß“ wieder zum Handwerk zugelassen. Der absolute Staat verbot den Gesellen die Korrespondenz und witterte gegen Streiks und Boykotts mit Gefängniß- und Zuchthausstrafen. Die babilische Zunftordnung von 1760 bedrohte die Gesellen, die „keine Arbeit thun und hausenweise austreten“, mit Zuchthaus und „Schellenwerk“.

Man sieht, das energische, sich frei auslebende Individuum freifte in dem alten Polizeistaat gar bald das Gefängniß und Zuchthaus. Ueberall rannte es ferner in den bürgerlichen Berufsarten gegen enggezogene städtische Schranken an. Was für kleine Bestimmungen hatte z. B. der Fuhrwerksbesitzer bei der Ausübung seines Berufes zu erfüllen! Heute, wo man auf Schritt und Tritt auf Eisenbahnschienen stößt, will Einem die frühere Regelung des Fuhrwesens schier unverständlich und unbegreiflich

dünten. Man glaubte früher, das Postwesen nur flüßen zu können, wenn man eine ganze Reihe von Fahrbeschränkungen gegen Fuhrhalter erließ. An den Orten, wo fahrende und reisende Posten bestanden, durften z. B. die Kutscher und Fuhrleute keine Briefe und keine unter 20 Pfund wiegende Pakete befördern. Sie hatten diese Sendungen einfach an die Post zu verweisen. Drängten außerhalb der Posttage einige Sendungen sehr, so durften die Fuhrleute diese nur dann transportieren, wenn sie eine Karte lösten und das halbe Porto erlegten. Bei der Ankunft an dem Bestimmungsorte der Sendungen mußten die Fuhrleute die Karte zeigen und ein Attest von den Thorschreibern verlangen, daß sie keine anderen Sendungen als die gestatteten bei sich führten. Den Fuhrleuten war es ferner nur erlaubt, sechs Stunden nach Abgang der Post zu fahren.

Eine ungesunde, geradezu niederdrückende Atmosphäre von Zwang und Unfreiheit steigt uns bei der Lektüre der polizeilichen Taxordnungen entgegen. Der Herrschaftsbereich der Polizeitaxen war im absoluten Staate riesenhaft ausgedehnt. Es ist kaum möglich, sich ein Bild von der bis in das kleinste Detail herabsteigenden Polizeiaufsicht zu machen, wenn man nicht einen Einblick in diese Taxordnungen selbst nimmt. Die Taxe der Kiemer in Gotha von 1768 hatte — sage und schreibe — 139 verschiedene Taxen für die einzelnen Kiemerarbeiten eingeführt; die Wagnerordnung 105. Die Löhne der Handwerksleute, die Honorare der Ärzte u. bestimmte meist die Polizei. So die Löhne der Bauhandwerker, der Seiden- und Wollspinner, der Schneider, Schornsteinfeger, Tuchbereiter, Tuchscherer, Brunnennmacher, Steinmeyer, Schwarz- und Schönfärber, Fuhrleute, der Hauschlachter, Tagelöhner, Boten u. Die Württembergische Medizinalordnung setzte 104 Taxen für die einzelnen Operationen und Verrichtungen der Chirurgen fest.

In jedem Berufe fast harrten des damaligen Bürgers schwerlastende staatliche Ketten und Fesseln, und jede freie Bewegung ward dadurch beinahe erdrückt.

Der Bürger des achtzehnten Jahrhunderts war als Berufsmensch hart genug geknebelt. Man sollte meinen, daß es ihm nun wenigstens vergönnt war, sich außerhalb der Werkstatt und der Geschäfte frei anzuleben. Aber weit gefehlt! Der Staat, der das Individuum je nach seiner Geburt in eine bestimmte Produktionsphäre hineinbannte und ihm eine freie Berufswahl nach Möglichkeit erschwerte, trug auch seine engherzigen Standesbegriffe in die Welt der Konsumtion, des Bedarfs hinein. Der Edelmann, so wollte es der allgebietende Staat, sollte in der Gesellschaft als Edelmann, der Knecht als Knecht herumlaufen. In der Kleidung, in den Freuden der Tafel, in den tausend Gewohnheiten und Gebräuchen des Alltags hatte sich daher die ganze vielgliedrige, wohl abgestufte Standeswelt schon äußerlich abzuzeichnen. Der Staat fuhr nun ganz gräßlich mit Aufwandsgesetzen und Kleiderordnungen in das individuelle Belieben der einzelnen Stände hinein. Namentlich sollten sich die kleinen Leute, die Bürger und Bauern, die Knechte und Mägde nicht über ihren Stand erheben. Die hohe Staatspolizei mußte ja wissen, was einer Dienstmagd zukam, und sie konnte es nicht ungerügt lassen, daß sich etwa so ein aufgeblasenes Frauenzimmer mit goldenen Schmuckgegenständen behängte oder daß sie gar in kostbare Stoffe und seidene Spitzen schlüpfte. Das Plebejerpad mußte sich eben als das, was es wirklich war, darstellen und nicht anders. Daher bestimmte in Hildesheim eine „Kleiderordnung“ von 1779 Folgendes: „Wir setzen, verordnen und wollen, daß hinfüro die gemeine Bürger- und Bauersleute nebst ihren Weibern und Kindern (worunter Wir auch die Müller und Krüger nebst ihren Frauen und Dienstmägden mitbegriffen haben wollen) alles Gold und Silber auf den Kleidungen, und insonderheit auf ihren Hauben und Mützen alles Sammet und Seiden, wie auch brabantischen Kantens oder Spitzen, wie weniger nicht alles Sammettuch und Fives sich gänzlich enthalten sollen; sind sie gleichwohl mit dergleichen Kleidungen jeko versehen, so wird

ihnen zwar erlaubt, dieselbe fernerhin bis den 1. Januar künftigen 1781 Jahrs zu tragen und zu gebrauchen, in Zukunft aber soll ihnen, dergleichen wieder anzuschaffen, gänzlich verboten und alle diejenigen, welche von nun an diese verbotene Kleidung sich angeschafft haben, und die noch jetzt habende, nach dem 1. Januar 1781 zu tragen, betreten und überführt werden, sollen in 5 Thlr. Strafe verfallen.“ Die verbotene Kleidung wurde von der gestrengen Obrigkeit konfisziert. Waren diese Kleidungsstücke auf Kredit von den Kaufleuten genommen, so verloren diese ihre Geldforderungen. Dem gemeinen Mann schaute der aufdringliche Staat sogar in den Stocktopf hinein, damit er sich nicht etwa an dem theuren Kaffee erlabte.

In Hildesheim verbot man den Bürgern, Handwerksgeleuten, Bauern, Knechten und Mägden das Kaffeetrinken bei „sechs Mariengroschen“ Strafe. Im Naderbornischen Gebiete entzündete der doch sonst so friedliche und gemüthliche Kaffee eine kleine Revolution. Hier hatten sich der Adel, die Geistlichkeit und der höhere Beamtenstand den Kaffeegenuss vorbehalten. Der bössartige Kaffeerevolutionär sah in seiner Verblendung das Kaffeetrinken für ein allgemeines Menschenrecht an.

Nicht einmal bei seinen hohen Festen, den Hochzeiten und Kindtaufen konnte sich der Bürger des achtzehnten Jahrhunderts ungezwungen den Tafelfreunden überlassen. Inmitten seiner lärmenden Festlichkeiten erschien vielleicht der Büttel, der peinlich genau prüfte, ob nicht vielleicht ein Gast mehr zu Tisch geladen und ein Faß Bier mehr angezapft war, als es die Luxusgesetze erlaubten.

Selbst in seiner überschäumendsten Lustigkeit durfte der gute Bürger nicht vergessen, daß er in einer halb chinesischen Standeswelt lebte, die sogar die Rangunterschiede bei dem Essen und Trinken respektirt wissen wollte. Im Jahre 1774 wurden die Einwohner des Herzogthums Lauenburg mit einer Verordnung wider den Aufwand beglückt, die selbst die bürgerlichen Hochzeiten noch genau klassifizierte. „Bei bürgerlichen Hochzeiten“, so heißt es in dieser Verordnung, „soll auf die verschiedene Classe gesehen, und unter die erste die Magistratspersonen, Advokaten und Procuratores, Geistliche und Schulbediente, Kauf- und Handelsleute, auch andere angegebene Einwohner, die ohne Gewerbe von ihren Mitteln leben, unter die zweite Classe die Brauer, Höcker und Kramer und sämtliche in Gilden stehende Handwerker und Professionsverwandte, und endlich zur dritten Classe die Tagelöhner und Einleger, Handwerksgeleuten, Schiffstnechte und übrige Handwerker gerechnet werden. Bei Hochzeiten der ersten Classe wird die Anzahl der Hochzeitsgäste hiemit höchstens auf dreißig, sowohl Manns- als Frauenspersonen geist- und weltlichen Standes, Braut und Bräutigam mit eingerechnet, bey der zweiten Classe auf zwanzig, und bey der dritten auf fünfzehn, in allem damit eingeschränkt und festgesetzt, so daß einer wohl weniger, nicht aber mehrere Gäste haben dürfe, bey zwei Thaler Strafe für jeden überzähligen Gast.“

„Es mag die Hochzeit bey einer Mittags- oder Abendmahlzeit gehalten werden, so sind den Bürgern und Einwohnern ersten Standes nicht mehr als acht Gerichte, sie bestehen in warme oder kalte Essen, jedoch mit Ausschließung aller aus der Fremde verschriebenen kostbaren Speisen und Aufzügen von Zuderwerk, bey dem mittleren Stande sechs Gerichte, bey dem dritten Stand nur vier Essen, außer Butter und Käse, auch bey letzterem nur eine Tonne Bier und drei Kannen Brantwein erlaubt; gleich auch bey allen drei Classen, wenn das Hochzeitsmahl des Mittags gehalten worden, zum Abendessen nur kalte, des Mittags übrig gebliebene Speisen vergönnet, mithin alles warme Essen untersagt wird.“

Die Mahlzeit durfte nicht länger als drei Stunden währen. Die zweite Stunde nach Mitternacht machte allen Festlichkeiten ein Ende.

Der absolute Staat begleitete den Bürger, wie wir gesehen, während seines ganzen Lebens; er verließ ihn auch nicht im Tode. Selbst auf seine letzte stille Wohnung, auf den hölzernen Sarg, lenkte er noch sein immer wachsam Auge. Was galten

ihm die Empfindungen kindlicher Dankbarkeit, die noch den todtten Vater mit einem schönen eichenen Sarge ehren wollte, wenn sie die weisen Grundsätze der Sparsamkeit verletzten! Tannenes Holz erfüllte doch dem Todten die gleichen Dienste wie eichenes! In der That wurde in der Grafschaft Ravensberg-Tecklenburg und Vingen und in dem Fürstenthum Minden der Verbrauch eichener „Dielen“ zu Särgen verboten, „da die eichenen Säрге den Todten ohne allen Nutzen sind, tannene und büchene Dielen in der Erde die nemliche, wenigstens hinreichende Dauer haben und aus selbigen ebenfalls zierliche und äußerlich schöne Säрге gemacht werden können.“

Ja, um das letzte Kleid, das der Todte mit in die Erde nahm, sorgte sich noch der liebe, gute Staat. So gebot z. B. eine preussische Verordnung vom Jahre 1794, „daß das Bekleiden der Todten und Ausschlagen der Säрге von jetzt an nicht anders als mit wollenen und leinenen Waaren geschehen“ sollte. Gewiß, das Interesse der inländischen Wollen- und Leinenfabriken mußte ja kräftig gehegt und gepflegt werden!

Der Todte genoß nun die wohlverdiente Ruhe vor dem Staate und seinen Zwangsgesetzen, nicht aber seine Hinterbliebenen. Die Polizei mußte natürlich darauf schauen, daß sich der Trauerpomp innerhalb der Standesgrenzen bewegte und daß sich die Karossen und Leichenwagen nicht mit gar zu viel schwarzen Draperien bedeckten. Das Todtenmahl, das stille Glas, das dem Verbliebenen gebracht wurde, durfte auch nicht überreichlich ausfallen. Die Quantität Bier, die nach der Beeridigung geschenkt wurde, war in den Satzungen genau vorgeschrieben. Wer sich gegen diese Satzungen versündigte, hatte da und dort eine viertägige Gefängnißstrafe bei Wasser und Brot zu erwarten. Sogar das Trauern schrieb der Staat den Hinterbliebenen vor.

Eine Lübeckische Polizeiverordnung von 1748 enthält eingehende Bestimmungen über das Trauern: Kinder mögen ihre Eltern, Großeltern, Schwiegereltern ein Jahr betrauern, desgleichen die Ehegatten einander. Brüder und Schwestern durften sich nur ein halbes Jahr betrauern. Kinder unter sieben Jahren werden garnicht betrauert, von sieben bis achtzehn Jahren drei Monate, und „wenn sie darüber oder verheirathet sind“, ein halbes Jahr. Nach Verwandtschaftsgraden stufte sich die Trauerzeit ab. Auf eine ähnliche Abstufung der Trauerzeiten stießen wir in einer Trauerordnung für das Fürstenthum Ostfriesland und das Harringerland von 1772.

Und nun lassen wir den Todten friedlich in seinem Tannensarge und in seiner leinenen oder wollenen Kleidung schlummern. Er ist endlich dem Staate entschlüpft, der allgegenwärtig über seinen Werktagsarbeiten, über seinen Leiden und Freuden schwebte. —

## Die Hochseefischerei mittels Fischdampfer.

Von Hermann Rosmus.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit hat sich in dem Hochseefischereibetriebe eine gewaltige Wandlung vollzogen, und zwar durch das Eingreifen des Großkapitals. Der Segelfischer ist von einem Nivalen geschlagen worden, gegen dessen Macht er nicht anzukämpfen vermag: von dem Fischdampfer. So wird auch in diesem Betriebe das Kleinhandwerk durch die übermächtige Konkurrenz des Kapitals langsam, aber sicher zu Grunde gerichtet.

Im Jahre 1884 fuhr von Geestmünde der erste Fischdampfer „Sagitta“ zum Fang aus. Das Unternehmen erwies sich nach Abstellung einiger Mängel als rentabel, und so sehen wir die Zahl der Fischdampfer im Jahre 1887 auf 4, im Jahre 1890 auf 16 steigen. Im folgenden Jahre machte sich dann mit einem Male ein gewaltiger Aufschwung bemerkbar, der sich sowohl auf die weitere Ausdehnung des Fischhandels, als auch auf die Vermehrung der Fischdampferflotte erstreckte. Letztere umfaßte 1891 bereits 31 Fahrzeuge und zählte nach der vom Reichs-

\* Das Verbot stammt aus dem Jahre 1795.



**Wäscherinnen am Gardasee.** Von Ottore Tio.  
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Ganshauser in München.)

amt des Innern herausgegebenen Statistik über die deutschen Fischereifahrzeuge, welche nach dem Bestande vom 1. Januar 1898 außerhalb der Küstengewässer Fischerei betrieben, 117 Fahrzeuge mit einer Besatzung von zusammen 1187 Mann. Inzwischen haben sich in dem halben Jahr die Zahlen etwas geändert, da fortwährend neue Dampfer gebaut und in Betrieb gesetzt werden. An der Dampfhochseefischerei sind hauptsächlich die Weserländer betheiligt; von den 120 Fischdampfern, welche die Nordsee befahren, laufen allein 91 von Geestemünde, Bremerhaven, Nordenham u. a. an.

Unsere Leser dürfte es interessieren, einen Fischdampfer in seiner Einrichtung näher kennen zu lernen. Diese aus Stahl gebauten Fahrzeuge sind äußerst seetüchtig und haben, im Durchschnitt gerechnet, eine Länge von 30—33 Metern, eine Breite von  $5\frac{1}{2}$ — $6\frac{1}{2}$  und eine Tiefe von  $3$ — $3\frac{1}{2}$  Metern. Die älteren Dampfer haben Compoundmaschinen, die 2—300 Pferdekkräfte indizieren. In neuerer Zeit hat man sich mehr den dreizylinderigen Maschinen zugewandt. Die unter Vollampf erzielte Geschwindigkeit beträgt 9—11 Seemeilen in der Stunde. An Deck eines Fischdampfers sind außer den für jeden Seebampfer erforderlichen Einrichtungen die Vorrichtungen und Geräthe zur Fischerei untergebracht. Diese bestehen unter Anderem aus zwei Netzen, die, sobald der Dampfer nicht dem Fanggeschäft obliegt, an der Reeling befestigt sind, ferner aus einer starken Dampfwinde, die auf einer Trommel die 400 Meter langen, 6—8 Zentimeter starken Stahlseilen zum Schleppen des Netzes trägt, sowie aus starken stählernen Kollvorrichtungen, die zum Aussetzen und Einholen des Netzes gebraucht werden. Im hinteren Schiff, unter Deck befinden sich die Kajüten für den Kapitän, Steuermann und Maschinisten, daran schließen sich nach vorn die Räume für die Dampfmaschinen, für den Kessel und zu beiden Seiten die der Kohlenbunker. Weiter hieran liegen die Räume zur Aufbewahrung der gefangenen Fische, des Eises, und hierauf folgt das Mannschaftslogis. Im Vorderes Schiff befinden sich auch Räume zur Aufbewahrung von Tau und Netzwerk, sowie Süßwassertanks.

Die Besatzung besteht durchschnittlich aus 11 Mann: dem Kapitän, Steuermann, zwei Maschinisten, Koch, Netzmacher, 3 resp. 4 Matrosen und einem Heizer. Bei größeren Fahrten wird die Mannschaft um 1—2 Matrosen verstärkt. Der Dienst auf dem Fischdampfer ist schwierig und stellt an jeden Einzelnen die höchsten Anforderungen. Die gezahlten Heuern sind etwas besser als die der Mannschaften auf großen Fracht- resp. Passagierdampfern. So erhalten die Matrosen 70 Mark, während sie auf anderen Schiffen nur 50 Mark bekommen.

Das Arbeitsfeld der Fischdampfer erstreckt sich

über die ganze, 547 623 Quadratkilometer große Nordsee. Im Allgemeinen wird im Sommer der südöstliche, im Herbst der mittlere und im Winter bis in den Frühling hinein der nördliche Theil der Nordsee befishet. Das Stagerak wird fast während des ganzen Jahres und die Gewässer bei Island nur während der ruhigeren Jahreszeit bearbeitet. Die Fischerei in der Nordsee darf einem internationalen Verträge zufolge innerhalb drei Seemeilen von der Küste nicht betrieben werden.

Mit der Entwicklung der Fischereifahrzeuge ist auch die der Fischereigeräthe im Besonderen vorwärts geschritten. Es gilt, möglichst schnell und viel Fische zu fangen, und so verwendet man zum Fang jetzt fast ausschließlich das Scheerbretternetz, das äußerst scharf in den Grund greift und bedeutend größere Fänge an Plattfischen zu erzielen im Stande ist, als das bis vor Kurzem und auch jetzt noch hier und da gebrauchte „Baumnetz“. Das Scheerbretternetz ist etwa 38 Meter lang, die Breite der Netzöffnung beträgt 28 Meter. Die an beiden Seiten aufrecht stehenden, mit starken Eisenbeschlägen versehenen Bretter im Gewichte von 350 Kilogramm dienen zur Offenhaltung des Netzes beim Schleppen. An der Innenseite dieser Scheerbretter, dem Netze zugewandt, sind je 4 Ketten angebracht, welche sich in einem Ringe, der auch die Schlepplaine aufnimmt, vereinigen. Das Netz ist aus starkem Manilagarn — die Fäden haben 2—3 Millimeter Durchmesser — gefertigt, das an dem hinteren engeren Theile, dem sogenannten Steert, doppelt verarbeitet ist. Zur Konservierung ist das Netz mit Theer getränkt. An die Haltbarkeit dieses werthvollen Fischereigeräthes müssen große Anforderungen gestellt werden, da es häufig vorkommt, daß auf dem Meeresboden ruhende Anker, Wrackstücke, große Steine usw. außer dem Fang, der mitunter ein bedeutendes Gewicht repräsentirt, sich im Netz vorfinden.

Einem Fischfang bezuwohnen ist außerordentlich interessant; erhält man doch beim Leeren des Netzes erst einen Begriff davon, wie mannigfaltig die Meeresfauna sich gestaltet und welche wunderliche Geschöpfe sich in der Tiefe vorfinden.

Hat der Dampfer den Fischgrund erreicht, so wird, nachdem genau gelotet ist, das Netz ausgelegt. Dasselbe wird in gleichmäßigem Tempo geschleppt, etwa 2— $2\frac{1}{2}$  Knoten in der Stunde, also 60 bis 80 Meter in der Minute. Der Netzzug dauert je nach Wassertiefe und Grundbeschaffenheit 4—7 Stunden, dann wird mittelst der Dampfwinde das Netz aufgehiebt, an dem unteren Ende geöffnet und entleert. Die Hauptfischarten, die gefangen werden, sind: Schellfische, Kablian, Schollen, Steinbutt, Rothzungen usw. Sofort wird jetzt seitens der gesammten Besatzung mit dem Sortiren, Schlachten, Entweiden

und Spülen der Fische begonnen. Hierauf folgt die Verpackung, und zwar wechseln Eisschichten mit Fischen ab. Die Reisen der Dampfer dauern in der Regel im Sommer 6—8, im Winter 9—12 Tage. Die schon Eingangs erwähnte Abfishung der Nordsee läßt die Dampfer bis nach Island fahren, welche Reisen gewöhnlich 14—16 Tage in Anspruch nehmen. Die eingebrachten Fänge werden in den Häfen auf Auktionen verkauft.

Der Erlös der vier deutschen Hauptmärkte Geestemünde, Bremerhaven, Hamburg und Altona aus Seefischen und Meererezeugnissen belief sich im letzten Jahre auf zusammen 7 653 326 Mark gegen 7 169 091 Mark im Jahre 1896. Davon entfielen auf: Geestemünde 2 897 897 Mark, Hamburg 1 852 430 Mark, Altona 1 832 207 Mark, Bremerhaven 1 070 791,34 Mark. Hierzu kommen dann noch die nicht unbedeutenden Erträge aus den Fängen der Dampfer der Wilhelmshavener Hochseefischereigesellschaft, der Deutschen Dampffischereigesellschaft „Nordsee“ in Nordenham, der Segelfischer an der ostfriesischen Küste usw., über die leider kein zuverlässiges Ziffernmateriale vorliegt.

Einen weiteren Beweis dafür, daß die Kleinbetriebe mehr und mehr expropriirt werden, bietet die im Januar gegründete „Herings- und Hochseefischerei-Aktiengesellschaft zu Geestemünde“. Die Heringsfischerei, die bisher ausschließlich mit Segelloggern von Emden, Vegeack, Flisfleth und Glückstadt aus betrieben wurde, soll nunmehr dem Dampf unterliegen. Von den in Auftrag gegebenen Dampfloggern ist kürzlich der erste, „Harald“, in Geestemünde vom Stapel gelaufen. Dieser Dampfer ist größer als die Dampfer der Hochseefischerei. Die Dampflogger sollen in den Sommermonaten dem Heringsfang mittelst Treibnetzen, im Winter dem Frischfischfang mit dem Grundschlepptnetz obliegen. Wo die Segellogger im Winter brach lagen, sind die Dampflogger in der Lage, zu jeder Jahreszeit auf Fang auszugehen.

Eine bedauerliche Abnahme der Fischgründe ist die Folge der unersättlichen Profitgier des Kapitals. So werden jetzt schon hin und wieder Fische auf den Markt gebracht und verkauft, die man früher nach dem Fang über Bord warf, weil die Exemplare zu klein waren. Eine rationellere Bewirtschaftung der Nordsee hätte, nach unserer Meinung, dem Volke ein billiges Nahrungsmittel auf längere Zeiten gesichert, denn mit dem Aufschwellen der Preise hört der Massenkonsum auf. Die gründliche und schnelle Ausbeutung der Nordsee wird für die an der Fischerei Theilnehmenden mit der Zeit einen empfindlichen Rückschlag geben, dessen Folgen weder durch wissenschaftliche Feststellungen, noch durch verspätete reichsgefegliche, schärfere Bestimmungen beseitigt werden können. —

## Herzkirsche.

Von André Theuriet.

(Fortsetzung.)

In diesem Moment tauchte Herzkirsche mit Behagen seine Füße in die Strömung der Fontanelle, und gleichzeitig schwamm sein ganzes Wesen in einer Glückseligkeit, die noch weit erfrischender war als das Wasser der Quelle.

„Nun, Claude,“ sagte Norine, ihn von der Seite anblickend, „raubt Ihnen die Hitze die Sprache? Sie sind ja stumm wie ein Fisch.“

„Es ist nicht die Wärme,“ erwiderte er, „die Zufriedenheit ist es. Mir ist, als träume ich, und ich habe stets Furcht, zu erwachen. Manchmal, wenn ich so in meiner Hängematte im Gefängniß schlief, passirte es mir auch, daß ich träumte, ich wäre frei; dann, wenn ich halb wach war, merkte ich, daß es ein Traum war, und ich versuchte, wieder einzuschlafen, um ihn noch länger wahren zu lassen. . . In dieser Stunde ist es dasselbe; ich wage nicht mich zu rühren, aus Furcht, plötzlich die Fontanelle, die Werkstätte und Sie selbst, Norine, plötzlich wie Rauch verschwinden zu sehen und mich wieder in den Krallen des Oberaufsehers zu befinden.“

„Es liegt nur an Ihnen, daß das weiter dauert. . . Der Vater ist zufrieden, und er versichert, daß Sie

Alles besitzen, was man braucht, um in unserem Handwerk geschickt zu werden. Er wird Sie gern behandeln. . . wenn,“ fügte sie mit pfliffigem Augenblinzeln hinzu, „wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, bei uns zu bleiben. . .?“

„O, Norine, wie können Sie das nur sagen? . . . Ich bin ja nur bei Ihnen glücklich.“

„In diesem Falle verhalten Sie sich ruhig,“ fuhr Norine Vincart in entschiedenem Tone fort, „und quälen sie sich nicht mit Dingen, die nicht vorhanden sind! . . . Heute haben wir Urlaub bis zum Abend. . . Der Vater wird bis zum Einbruch der Nacht nicht von dem Markte zu Gargis nach Hause kommen. . . Bis dahin sind wir unsere eigenen Herren, und ich werde die Gelegenheit benutzen, um ein bißchen im Grafe zu schlafen.“

Sie richtete sich auf dem Steine auf, reckte die Arme und ließ ihre kleinen, gerötheten und von Wasser triefenden Füße abtropfen; dann betrachtete sie forschend die Umgegend des Baches, bemerkte auf einer schattigen Anhöhe eine Fläche rothen Haidekrauts und streckte sich hier aus, die Beine in ihren Rock gewickelt und die Arme um den Kopf gefaltet.

Herzkirsche war ihr gefolgt und sah, einige Schritte von ihr niederkniend, zu, wie sie es sich bequem machte. Während sie wartete, bis der Schlummer kam, betrachtete Norine in ihrem Bette von Haidekraut, mit halbgeschlossenen Augen, ein leichtes Lächeln auf den Lippen, nachlässig durch die Lider ihren schweißsamen Gefährten, die unbeweglichen Bäume und den Himmel zwischen den Zweigen; nach und nach senkten sich ihre braunen Augen vollständig; ihre Lider fielen zu, ihre Lippen schlossen sich aufeinander, und sie schlief ein.

Herzkirsche, der noch immer auf den Knien lag, hatte sich der Schläferin genähert. Er hatte seine Jacke ausgezogen und legte sie vorsichtig auf die nackten Füße Norines. Dann riß er ein breites Blatt Farnkraut aus und bewegte es wie einen Fächer hin und her, um die Fliegen zu hindern, den Schlummer des Mädchens zu stören.

Er hatte tüchtig zu thun. Die Fliegen des Flusses, die von der Hitze tüchtig geworden waren, flogen mit eintönigem Summen hin und her, und setzten sich hartnäckig bald auf ihren Hals, bald auf ihre rothbraunen Wangen. Von Zeit zu Zeit unter-

brach sich der Lehrling, um wie verzückt Norine zu betrachten, die in ihrer halb entfalteten bayerischen Schönheit wahrhaft reizend aussah. Die tanzenden Mäcken blieben absichtlich auf den Konturen der Schläferin sitzen, als wollten sie die hübschen Flügel des Mädchens dem Beschauer recht deutlich vor Augen führen. Sie streiften mit ihren schwarzen Flügeln die Lider mit den schwarzen Wimpern, die nackten, sommerverbraunten Arme und die schönen, zartgeformten Hände.

Die Umgebung, in der sich Herzkirch bis dahin befunden, hatte gewiß nicht dazu beigetragen, die Grundzüge der Zurückhaltung und Rechtschaffenheit in ihm zu entwickeln. Vor der Zeit verborben, frühzeitig in den Schlamm des Gefängnisses geworfen, wo die Lasten wie die Blutegel in einem Sumpfe wimmelten, wußte Herzkirch mit fünfzehn Jahr garnichts und achtete noch weniger. Doch der Anblick der schlafenden Norine erweckte in ihm keine häßliche Empfindung oder brutale Begierden. Die Bewegung, die er empfand, hatte etwas instinktiv Achtungsvolles und sanft Erstauntes; es war die Bewunderung eines Wilden vor einem unbekanntem schönen Gegenstand. Und dieses neue Gefühl, das sich mit einer Empfindung der Dankbarkeit und Zärtlichkeit vereinte, versetzte ihn gleichzeitig in wohnige und keusche Ertause. Er betrachtete Norine mit Bewunderung, und diese bewundernde und eifrige Betrachtung genügte, ihn glücklich zu machen; denn diesem Vagabunden, der unter frühreifen, cynisch verwahrlosten Taugenichtsen aufgewachsen war, hatte sich plötzlich der Zauber der weiblichen Anmuth und der jungfräulichen Grazie enthillt.

Um ihn und die Schläferin erhob der tiefe Wald sein Blattwerk, als wolle er sie Beide in friedlicher, grünender Sicherheit einschließen. Dieser Friede wurde nur durch das Nieseln des Baches gestört, der unter dem Gehölz dahinsloß, und durch die ferneren Stimmen der Holztauben, die immer dieselben verliebten Töne gurrten. Das von der Sonne röthlich gefärbte Farnkraut strömte einen dem Geruch der reifen, schwarzen Johannisbeere ähnlichen durchdringenden Duft aus; die Stengel des Ginsters richteten hie und da ihre dunklen Standen und ihre goldigen Blüten auf; geräuschlos schoß ein blauer Schmetterling von einem Baume herab, setzte sich auf einen purpurnen Weiderich und nahm dann seinen schweigsamen Flug wieder auf.

Das dauerte Stunden, dann schüttelte Norine ihren mit Blüten besäeten Kopf, löste die Arme, und ein Lächeln übersog ihren Mund.

„Sie sind erwacht?“ murmelte Herzkirch.

„O, ich schlief schon lange nicht mehr; ich beobachtete Sie.“

„Und Sie sagten nichts?“

„Nein! Sie hätten sich stören lassen, und es machte mir Vergnügen, Sie auf den Knien neben mir liegen zu sehen.“

„Wirklich?“ rief er erröthend.

„Wirklich! Ja, Sie sahen mich mit so guten Augen an, und ich war ganz zufrieden, daß ich da liegen konnte, ohne mich zu rühren, und Sie so nahe wußte! . . . Ich habe keine Furcht, wenn Sie bei mir sind; das ist nicht wie bei Champenois.“

„Bei Champenois?“

„Ja, bei dem Gehülfsen meines Vaters . . . Er ist stets hinter mir her, wenn ich in den Wald gehe, und verfolgt mich überall . . . Ich kann ihn nicht ausstehen!“

„Wird er bald zurückkommen?“

„Ich glaube, ja! Er ist nur auf vierzehn Tage fort. Wenn er in seiner Heimath bliebe, ich würde wahrhaftig nicht um ihn trauern . . . Aber er wird wiederkommen; übrigens hält der Vater Vincart große Stücke auf ihn, weil er ein guter Arbeiter ist.“

Das Gesicht Herzkirch's hatte sich verdüstert. Schon im Voraus verabscheute er diesen Champenois, der Norine nachstellte und wie ein Störenfried in die Werkstatt kam.

„Hören Sie, Claude,“ fuhr das junge Mädchen fort, „wenn er zurück ist, müssen Sie auf der Hut sein und versuchen, sich gut mit ihm zu stellen . . . Er ist eifersüchtig und lästlich, und wenn er einen

Groß auf Sie wirft, dann wäre er im Stande, Ihnen böse mitzuspielen.“

Sie hatten sich wieder auf den Weg nach der Arbeitsstelle gemacht. Die Sonne ging schon zur Mitternacht und verlängerte die Schatten der Bäume auf dem geneigten Plan des Holzschlages, dessen Dornengebüsch in einem goldenen Staube aufzukommen schien. Der Vater Vincart wollte zur Mahlzeit zurück sein, und Norine hatte sich mit den Vorbereitungen zum Abendessen zu beschäftigen. Nachdem sie Wasser aus der Quelle geschöpft, während Herzkirch in freier Luft Feuer anzündete, band sie sich eine blaue Schürze um die Taille und fing an, Gemüse zur Suppe zurecht zu schneiden. Der Lehrling verwandte seine Muhestunden darauf, Holz klein zu machen, und betrachtete dabei das Mädchen, das eifrig mit dem Schneiden des Gemüses beschäftigt war. Mit flatternden Haaren auf einem Baumstamme sitzend, beschleunigte sie die Arbeit und trällerte, während sie die Rüben und Kartoffeln in vier Theile schnitt, ein Liedchen vor sich hin.

Die Sonne stieg immer tiefer in den Wald hinein. Ihre riesige Scheibe von lebhaftem Roth erschien zum Theil zwischen den hohen Zweigen, und das Wasser des Bächleins färbte sich hier und da im Grase mit derselben blendenden Röthe. Im Zenith nahm der reine Himmel die Farben des Türkis an. Unter dem Blattwerk sammelten sich Vögel mit schwachem Gezwitscher, während sich die Gläser noch geräuschvoll im Dickicht herumstritten. Nach und nach sank die Dämmerung hernieder; die Sonne war vollständig verschwunden; die hohen, blühenden Glockenblumen bildeten nur noch einen schwachen, lilafarbenen Streifen, und ein weißer Nebel folgte dem lammischen Lauf der Fontanelle, deren Stimme durch den schweigenden Wald deutlich hörbar wurde.

Das Essen kochte. Herzkirch verließ seinen Holzblock und streckte sich im trockenen Grase zu Norines Füßen neben dem Feuer aus, das unter der Asche bläulich schimmerte. Sie sprachen beide nicht mehr; den Kopf zurückgeworfen, die Augen gen Himmel gerichtet, betrachteten sie die Sterne, die an dem dunkleren Azur schimmerten.

„Warum,“ rief Herzkirch plötzlich, „warum sind wir nicht Beide allein in der Werkstatt? . . . Es wäre so gut, zusammen zu arbeiten, Norine! . . . Unser Essen zu kochen und die Nacht so, Einer beim Anderen zu erwarten!“ In demselben Augenblick ließen sich am Ausgang des Dickichts in der Richtung des Waldweges noch ferne Stimmen hören, dann ertönte ein „Gup“ auf dem Holzschlage.

„Der Vater ist da,“ sagte Norine sich erhebend, „doch ich glaube, er ist nicht allein . . .“

In der That kam der Vater Vincart in Begleitung eines Burschen, mit dem er sich, gestikulirend, unterhielt. Als sie nur noch zwanzig Schritt entfernt waren, erkannten die scharfen Augen Norine's den Fremden, und sie rief:

„Ah, da ist ja dieser Nichtsnutz von Champenois!“

„Holla, Kinder!“ schrie Vincart, „ist die Suppe fertig? . . . Ich bringe einen Gast mit. Denkt Euch, als ich die Landstraße von Gargis betrat, begegnete ich dem Kameraden, der zu uns zurück wollte.“

„Guten Abend miteinander!“ antwortete Norine im Tone schlecht verhehlter Mißlaune. „Geduldet Euch noch ein bißchen, die Suppe wird gleich fertig sein.“

„Guten Abend auch, Norine!“ fuhr der Bursche in honigsüßem Tone fort, und legte sein Felleisen ab. „Geht's gut?“

Gleichzeitig betrachtete er Herzkirch, der seinerseits den Blick des Fremden tapfer aushielt. Beim letzten Licht der Dämmerung unterschied der Lehrling einen untersehten Burschen mit hinterlistigen Manieren, boshaftem Munde und schielendem Blick. Ein spärlicher, an mehreren Stellen ausgefahener Bart umrahmte sein Kinn; er hatte rothe Wangen und über den Augen zwei rothe, fast glatte Linien an Stelle der Brauen.

„Das ist Claude Simson, der Lehrling, von dem ich Dir erzählt habe,“ sagte der Holzschuhmacher als Antwort auf die stumme Frage des

Gehülfsen. „Claude, mein Junge, das ist Champenois, er wird Deine Erziehung forsetzen, und Du wirst ihm ebenso gehorchen, wie mir . . . Jetzt, da Ihr miteinander Bekanntschaft gemacht habt, wollen wir uns setzen und ein bißchen essen.“

Norine hatte Schüsseln aus braunem und weißem Steingut herbeigebracht und Brotsstücke hinein geschnitten, über die sie die Suppe goß. Eine ganze Weile hörte man nichts, als das Geräusch der Minibacken und das Tia-Tack der Löffel. Als der erste Hunger gestillt war, wandte sich der Vater Vincart zu Champenois und fragte:

„Nichts Neues bei Euch?“

„Nichts . . . Aber auf der Rückkehr habe ich mich in Auberive aufgehalten. Es herrscht dort großer Lärm; einer der Jungen, die in dem neuen Gefängnis arbeiten, ist ausgerückt, und darüber ist die ganze Gegend aus dem Häuschen.“

Herzkirch zitterte auf seinem Baumstamm, und Norine mußte ihn heftig zwicken, um ihm Klugheit anzupfehlen. Die Nacht war schon zu dunkel, als daß man die Veränderung in den Flügen des Lehrlings hätte wahrnehmen können, doch in seiner Aufregung ließ er seine Schlüssel fallen, die auf einem Steine zerbrach.

„Verteufelter Faselhans!“ rief der Vater Vincart, „so gehst Du mit meinem Geschirr um?“

„Hoffentlich,“ fügte Champenois lachend hinzu, „ist er mit seinen Händen geschickter, wenn er ein Werkzeug hält! . . . Ja, Meister, einer von den Gefangenen ist ausgerückt; aber sie werden ihn schon wieder fangen . . . Sie haben überall hin sein Signalement geschickt, und die Gendarmerie ist ihm auf den Fersen . . .“

V.

„Nehmen Sie sich in Acht!“ flüsterte Norine am nächsten Tage Herzkirch zu, als er Holz herbeifartete. „Als Sie gestern Abend Ihren Napf fallen ließen, haben Sie mir eine schöne Furcht eingejagt! . . . Wenn Sie gleich am ersten Tage so den Kopf verlieren, wird Champenois, der verschlagen wie ein Fuchs ist, unser Geheimniß bald gewittert haben, und wird nicht verfehlen, sich desselben gegen Sie zu bedienen.“

„Dieser Mensch gefällt mir nicht,“ versetzte der Lehrling, „und ich hasse ihn jetzt schon!“

„Gleichviel, Sie müssen ihm doch ein freundliches Gesicht zeigen . . . Es ist besser, ihn für sich, als gegen sich zu haben.“

Herzkirch versprach, klug zu sein, und bemühte sich sogar, dem Gehülfsen, der ihn bei der Arbeit unterweisen sollte, zu schmeicheln. Doch man hätte glauben können, Champenois hätte etwas gegen den neuen Gast der Werkstatt. Er suchte ihn beständig auf Fehlern zu ertappen. Obwohl er wußte, daß Herzkirch noch Kenning im Handwerk war, vertraute er ihm trotzdem schwierige Arbeit an, und wenn der Unglückliche ein Stück Holz verborben oder einen Holzschuh verchnitten hatte, so rief Champenois den Vater Vincart und bewies ihm, mit den Stücken in der Hand, daß der Lehrling stets nur ein Tölpel bleiben würde. Um die Laune Champenois' zu mildern, hatte es Norine über sich gewonnen, sich weniger abweisend zu zeigen; ja, sie nahm die plumpen Galanterien des Gehülfsen, den sie den „Schielbock“ nannte, nicht mehr mit beißenden Grobheiten auf. Doch auch jetzt schlug das Resultat nicht zum Vortheil ihres Schülings aus. Da der Gehülfe sah, daß man ihn nicht, wie früher, zurückwies, so schrieb er diese Veränderung dem Zauber seiner Erscheinung zu und bildete sich ein, Norine fange an, sich an ihn zu gewöhnen. Nun wurde er kühner und seine Nachstellungen wurden unerträglich. Norine konnte nicht mehr mit ihm allein bleiben, ohne seinen brutalen Galanterien ausgesetzt zu sein. Da ihre Geduld erschöpft war, so bäumte sie sich gegen das unverschämte Benehmen Champenois' auf, machte dem verhassten „Schielbock“ gehörig den Standpunkt klar und nahm ihre rauen und verächtlichen Mienen wieder an. Diese Wendung reizte den zornigen Gefellen auf's Bestigste und erweckte seinen Argwohn, der für eine Weile eingeschlafen war, auf's Neue.

Die Eifersucht entwickelt bei Denen, die daran leiden, einen ganz hervorragenden Scharfsinn; sie

verfeinert den Geist und giebt den Sinnen des Gehörs und des Gesichtes eine fast krankhafte Schärfe. Champenois witterte eine Liebesgeschichte in der Arbeitsstätte des Vaters Vincart. Er belauschte die beiden jungen Leute und errieth von ihnen die Natur des noch unbewußten Gefühls, das Einen zum Anderen zog. Von diesem Augenblicke an erzeugten seine getäuschten Begierden, seine verletzte Eitelkeit einen giftigen Haß, dessen Opfer der unglückliche Lehrling wurde. Der Holzschuhmacher erfand alle möglichen Ränke, um ihm das Leben unerträglich zu machen, und erparte ihm weder Schimpfworte noch schlechte Behandlung.

Herzkirsche, der seit langer Zeit an die Gefängnis-

behandlung und an die Scheltreden der Aufseher gewöhnt war, ertrug die schlechte Laune und das ungerichte Benehmen des Gesellen zuerst ziemlich philosophisch. Trotdem stieg ihm manchmal der Aerger in's Gesicht, und er mußte oft seinen Zorn gewaltsam hinterwürgen, um eine Schlägerei zu vermeiden, bei der er sicherlich den Kürzeren gezogen, und die seine Verweisung aus der Werkstatt zur Folge gehabt hätte.

"Ich halt's nicht mehr aus!" sagte er zu Norine eines Morgens, als sie zusammen Krebsse im Fontanellebach fingen. "Wenn der Schielbock es so weiter treibt, werde ich ihm schließlich an die Gurgel springen und ihn erwürgen."

"Haben Sie Geduld, mein armer Glaube," versetzte das junge Mädchen, zog ihre triefenden Arme aus dem Wasser und warf die rebellischen Haare nach hinten über. "Das wird vorübergehen, wie ein Regenschauer im März . . . Champenois wird nicht immer bei uns bleiben . . . Ich werde schon ein Mittel finden, ihn mit dem Vater zu entzweien, damit dieser ihm den Abschied giebt . . . Aber bis dahin müssen Sie schlau sein, denn er ist pfliffig wie ein Herenmeister, und so lange wir in dieser Gegend sind, habe ich stets Furcht, er möchte schließlich errathen, woher Sie stammen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Selle Nacht.

Nach Paul Verlaine.

Weich küßt die Zweige  
der weiße Mond;  
ein Klüßern wohnt  
im Laub, als neige,  
als Schweige sich der Hain zur Ruh —  
Geliebte du.

Der Weiher ruht, und  
Die Weide schimmert;  
Ihr Schatten flimmert  
in seiner Fluth, und  
der Wind weint in den Bäumen —  
wir träumen . . . träumen.

Die Weiten leuchten  
Beruhigung;  
die Wiederung  
hebt bleich den feuchten  
Schleier hin zum Himmelsaum —  
oh hin — o Traum . . .

Richard Dehmel.

**Wäscherinnen am Garbafce.** Der größte Alpensee Oberitaliens und berühmt durch die Schönheit seiner landschaftlichen Szenerien ist der Garbafce. In die Alpen schneidet sein nördlicher Theil bis hinein nach Tirol. Wilde Felsenklöffe treten hier dicht an's Ufer. Von wunderbarer Fruchtbarkeit und Schönheit sind die Ufer an der westlichen und südlichen Seite. Ein mächtiger See, schier ein kleines Meer ist er, eine stark entwickelte Schiffsahrt wird auf ihm getrieben. Gwag fahren scharfe Winde über ihn hin, und plötzlich ausbrechende Stürme werden der Schiffsahrt gefährlich. Der starke Wind, der vom See her zum Lande bläst, giebt auch der Natur in unferem Wüde, das Etторе Tito gemalt, die Stimmung. Das ist freilich ein anderes Bild als das sonniger Schönheit, von dem die Reisenden zu erzählen wissen. Debt dehnt sich das Ufer hin, von unzähligen Steinen und Geröll bedekt. Unabsehbar weit geht der Blick über die Wasserwüste; drüben in der Ferne, am anderen Ufer, verlaun die letzten Glieder der Alpenkette; wie ein grauer Wolkensaum über dem Wasser liegen sie da. Hastig ranschen die kurzen Wellen an den Strand, von kleinen Schaumlöpfen gekrönt. In eiligem Zuge jagen die Wolken vor in's Wüde her, Regen drohend. Kalt und unfreundlich ist's, kein rechtes Wetter zur Wäsche. Hilft aber den Mädchen im Dorfe nichts; sie müssen mit der Wäsche hinaus an den See. Ganze Körbe voll haben sie herangeschleppt. Die Kermel weit aufgekumpelt, die Röde hochgeschürzt mit nackten Füßen hocken sie auf ihren niedrigen Wäschtbänken am Rande des Wassers, reiben die Wäsche mit den Händen, bis sie sauber ist, und spülen sie. Der Wind weht ihnen scharf um die Ohren, zerzaust ihnen die Haare und lodert ihnen die schmutzen Kopftücher. Das darf natürlich nicht sein. In aller Arbeit ist die Eine aufgestanden und legt das Kopftuch wieder zurecht. Doch redt sie sich, es thut ihr so wohl, den Rücken, der den ganzen Tag sich krümmen muß, einmal gerade zu richten. Ein gutes Stück der Arbeit ist schon gethan, auf den Leinen, die am Ufer entlang auf Stützen gezogen sind, flattern die rein-weißen Stücke lustig im Winde.

**In der Wüste am Sinai.** Hinter den Bergen der afrikanischen Küste versinkt die Sonne. Dunkel und gespensterhaft heben sich die seltsam geformten Massen des Nebel Ghärib vom leuchtenden Purpur des westlichen Himmels ab. Da entsaltet sich im Osten auf asiatischer Erde ein tief ergreifendes Bild. Rothglühend wie ge-

schmolzenes Metall und doch scharfkantig wie mit dem Meißel geschlagen, ragt die mächtige Kette der Sinairberge mit ihren spizen Kegeln und hellblauen schlüfen majestätisch in den mattgrünen Abendhimmel hinauf. Zu ihren Füßen dehnt sich weit und weiter, von der scheidenden Sonne bereits verlassen, in fahlem Braun die Wüste El Käa. Bällige Leblosigkeit und Debe herrscht rings umher. Nur vorn am Strande, wo das dunkelblaue Meer den Wüsten sand bespült, erheben sich auf schlanken Stämmen einzelne dürre Palmen, traurig das Haupt zur Seite geneigt, wie klagend über verlorenes Leben, und zwischen den Palmen, halb vom Sande verweht, liegen die niedrigen Hütten des Fischerstecens El Fdr. Es ist ein gewaltiges, farbenglühendes Bild tief melancholischer Einsamkeit und Weltentfagung.

Man mag Begeisterung für die Wüste als eine Geschmacklosigkeit betrachten. Thatsache ist, daß bisher noch Keiner die Wüste sah, ohne ihren Reizen zu erliegen. Die Wüste ist eben nicht jene einförmige, ebene, langweilige Sandfläche, auch wenn sie von Weitem als solche erscheint. Die Wüste ist ungeheuer mannigfaltig in ihrem Charakter und anders an jedem Punkt. Was aber der Wüste immer wieder von Neuem ihren Reiz verleiht, was sie charakterisirt vor allen anderen Landschaften der Erde, ist der fortwährende Konflikt zweier ganz entgegengesetzter Stimmungen: der tiefen Melancholie der unermesslichen, gewaltigen Eünde und der heiteren Farbenpracht und Lichtfülle, die der blaue Himmel und die lachende Sonne des Südens darüber giebt. Eines ergänzt das Andere und mildert es. Die Debe und Einsamkeit wird nie das Gefühl der Unlust erzeugen, nur das Gefühl geheimnißvoller Erwartung und Spannung. Die glühende Farbenpracht der durchsichtigen Luft wird niemals andringlich erscheinen und grell wie die Blumen im Frühling. Der ewige Konflikt beider Elemente wirkt anregend und läßt das Gefühl der Eintönigkeit oder Langeweile garnicht aufkommen . . .

So beginnt der Jeneser Forscher Max Verworn, den physiologische Studien an den Seethieren des rothen Meeres nach der Sinairwüste führten, eine Aufsatzfolge "Wüstenwanderungen am Sinai" in der "Neuen deutschen Rundschau".

**Aus Friedrich Hebbel's Tagebüchern.** Die alten Achterklärungen der Kaiser von Deutschland hoben eigentlich, statt ein Akt der Gerechtigkeitspflege zu sein, alles Necht auf. In dem Augenblick, wo ein Mensch außer dem Gesetz erklärt wird, wird ihm seine natürliche Freiheit zurückgegeben; gegen den Staat, der ihn nicht mehr als sein Mitglied anerkennt, hat er auch nicht mehr die Pflichten eines Mitgliedes. Er befindet sich ganz im rohen Naturzustande, und jeder Einzelne mag ihn betrachten wie ein wildes Thier, an dem er sich nicht allein deswegen vergreifen darf, wenn es ihm geschadet hat, sondern auch deswegen, weil es ihm Schaden kann; nur der Staat selbst, als Gesamtheit, hat kein Necht der Strafe, denn durch das Hinausstoßen aus seiner Mitte hat er den Menschen selbst dispensirt von den Gesetzen, die nur Kraft für den haben, der auch ihre Vortheile genießt.

Weil mein Vorfahr den Deinigen vor 1000 Jahren beraubt oder überlistet hat, und weil seine Familie die auf solche Weise errungenen Vortheile nun schon 1000 Jahre genießt, und weil, wenn sie dieselben nicht noch länger genöfse, sie an Fett verlieren würde, und weil Du nicht leugnen kannst, daß jene Vortheile wirklich Vortheile sind, und uns zu etwas Besonderem gemacht haben." — Ich wüßte nicht, was der Adel weiter für sich anführen könnte.

**Die redenden Küchlein.** Sie hatten einen neuen Pfarrer aus der Stadt erhalten, und seine Frau war eine richtige Stadtdame, die sich auf nichts verstand, weder auf Kleinvieh, noch auf Großvieh. Nun sollte sie aber Hühner halten, und es ging auch ganz gut, und sie bekam Küchlein, auf die sie sehr stolz war.

Da geschah es eines Tages, daß ein Käthner jener Gegend auf dem Pfarrhof zum Besuch war, und der

mühte natürlich die hübschen, kleinen Küchlein befehen, und sie lieboste sie und küfste sie, und klopfte sie und dann fragte sie den Käthner, ob er schon jemals so schöne kleine Küchlein gesehen hätte.

"O ja, das schon," meinte er, „aber es fehlt ihnen etwas, Frau Pfarrerin.“

„Rein, wie er so etwas von ihren süßen Küchlein sagen könnte! Was das denn wäre?“

„Ja, fehlt ihnen fehlt nur, daß sie nicht reden können!“

„Reden, ja, aber mein Gott, Küchlein können doch niemals reden!“

„O ja, das kommt schon vor,“ meinte er, er hätte in jedem Fall welche, die ganz veressen darauf wären, zu reden, und wenn sie wolle, könnte er es auch den ihrigen beibringen.

„Ja, das wäre nett,“ meinte sie, „wenn er so gut sein wollte.“

Das wollte er schon, aber dann müßte er ihnen eine Tomme Gerste geben können; und die bekam er denn auch.

Nu, er fuhr dann mit den Küchlein und der Gerste heim, und einige Tage darauf kam die Pfarrer'strau angestiegen und fragte, ob ihre Hühnchen nun schon reden könnten.

„Nein, das geht nicht so schnell, Frau Pfarrerin, aber da wir nun schon dabei sind, könnte ich sie auch noch etwas Anderes lehren!“

„Und was ist das?“

„Ja, fehlt, ich könnte sie lehren, Geld zählen!“

„Geld zählen, ih, ist das möglich?“

„Möglich, ja, das könnt Ihr glauben!“

„Aber wie das?“

„Ja, sie müssen etwas Geld haben, um darauf zu liegen, dann kommt es so nach und nach!“

„So was habe ich doch noch niemals gehört, fehlt, hier ist ein Hunderthalereichen, laßt sie auf dem liegen, dann können sie wohl bald zählen?“

„Ja, daran fehlt's niemals,“ sagte der Mann und steckte den Zettel bei den Hühnern unter. „Nun sollt Ihr nur sehen, wie es geht.“

Einige Tage später kam sie wieder und fragte, wie es ging.

„Jetzt können sie wohl bald reden?“ meinte sie.

„Ja, jetzt fangen sie so allmählich an!“

„Ist es wahr? Was sagen sie denn?“

„O, sie piepen etwas davon, daß sie noch eine Tomme Gerste haben möchten!“

„Die sollen sie noch heute haben, die lieben Küchlein,“ sagte sie, und die bekam sie auch.

Einige Zeit später ging die Frau wieder hin, um nach den Küchlein zu fragen, und der Mann sagte:

„Ja, jetzt geht es brillant, nun reden sie ganz deutlich!“

„I Gott, was sagen sie denn?“

„Ja, hm — es ist böse, was sie sagen!“

„Böse, so, was denn?“

„Ja — a — sie sagen —“

„Was sagen sie?“

„Ja, ich möchte nicht gern unhöflich erscheinen, nun Ihr so gut gegen mich alten Kerl gewesen seid —“

„Aber was ist es denn?“

„Ja, wenn Ihr es durchaus wissen wollt, so müßt Ihr es wohl erfahren, sie sagen nämlich — ja, sie sagen — ein dummes Geschwäg, dessen bin ich sicher —“

„Aber mein Gott, was sagen sie denn?“

„Ja, sie sagen — daß der Großbauernknecht neulich in der Haselmühle die Frau Pfarrerin — küfste —“

„Gott, was sagen sie?! Dreht ihnen den Hals um, dreht den abscheulichen Thieren sofort den Hals um —“

„und damit war sie zur Thür hinaus und kam niemals mehr zu dem Käthner.“

Er aber kochte sich eine gute Suppe von den Küchlein und dann hatte er noch zwei Lommen Gerste und hundert Thaler Zugabe.

Borge Janssen.

Nachdruck des Inhalts verboten!